

(Nachdruck verboten.)

## 8) Der Wittiber.

Von Ludwig Thoma.

Benzi rückte näher, und da faßte er mit einer groben Bewegung ihren Arm und drückte ihn fest.

„Herrgott! Aber Arm hoscht scho her!“ sagte er.

„Da is was dro, gel?“

„Ja, du bischt scho a Mordstrumm Weibsbild!“

Er griff nach ihrer Brust.

Sie kicherte.

„Geah du!“

„Was hoscht denn für an Schatz?“ fragte er.

„I ho koan.“

„Ja, dös wer i dir glaab'n. Vielleicht bischt gar no bei'n Jungferbund?“

„Da kumt i leichter dabei sei als wia anderne. I mag mit die Bursch'n nix a' thoa hamm.“

„So schaugst du aus!“

„Weil nix g'scheidt's rauskimmt dabei. Aba du bischt oana! Hörst it auf? Hörst it auf?“

Sie lachte und wehrte sich gegen seine derben Griffe; er legte den Arm um ihre Hüfte und zog sie keuchend zu sich heran, und im Ringen fiel ihm der Hut auf den Boden.

Wütend machte sie sich mit einem Ruck frei und sprang in die Höhe. „Es kimmt wer!“ sagte sie hastig und streifte ihren Rock zurecht.

Er sah verstört und mit blöden Augen nach der Türe und biückte sich, um seinen Hut aufzuheben, als Ursula eintrat. Sie warf einen schnellen Blick auf den Vater, der seine Verlegenheit verbergen wollte und den Staub vom Hute abblies, und dabei fuhr sie die Magd an:

„Was hoscht denn du da herin a' thoa?“

„I hon an Bauern g'sagt, daß mi a Raibi kriagt hamm.“

„Na geh no wieda an Stall auf!“

„I geh scho.“

Der Schormayer kam ihr zu Hilfe.

„A Stierfaibi is, hoscht g'sagt? Gel?“

„Ja.“

„Und da Tristfluecht hat da g'holst?“

„Ja. Da Toni.“

„I's scho recht nacha. Sagst eahm: i zahl eahm a paar Maß.“

„Jez mach amal, daß d' weiterkimmt; du hoscht di lang gnua bahalt'n da herin, moan i,“ schrie Ursula.

„S' nachstmal sag i halt nix mehr, bal dös aa no net recht is; und so was geht do an Bauern o.“

Benzi schlug die Tür hinter sich zu, und man hörte sie noch im Flöz schelten, und ein Stück weit über den Hof.

Der Schormayer hatte derweilen seine Fassung gewonnen, und der Kerger stieg in ihm auf.

„Daß du gar a so grob bischt mit ihr?“ fragte er.

„Red' liaba it, Bata!“

„Wos? Derstt du mir 's Mäu (Maul) biat'n? Gang dös scho o? Herr bin i, daß d' as woacht!“

„Und dös g'hört si amal it, daß des Mensch da herin steht.“

„So? Geahst mi dös nix o, was an Stall draußd g'schiecht? Dös waar mi des newestl Bin i gar nix mehr, weil d' Muatta nimma do is?“

Jetzt hatte der Schormayer einen Boden unter sich und kam sich in seinem Rechte gekränkt vor. Und da schrie er, daß ihm die Halsadern schwellen.

„Da waar ja i der gar nix mehr auf mein Hof, und 's Mäu laß i mi no lang it biat'n von Enk (euch)!“

„Dös hon i it tho.“

„So hoscht as tho! Aha probier 's grad nomal, na zoag i dir an Weg!“

„Mögst mi nauschaffa am nämlinga Tag, wo mi d' Muatta eigrab'n hamm?“

„Und i laß mir amal 's Mäu it biat'n!“

Der Lenz stand unter der Türe und schaute verwundert den Vater an, der zornig in der Stube auf und ab ging und die weinende Ursula ansah.

„Was geit 's denn?“

„Dös is mei Sach!“

„Dehöl“ machte der Lenz.

„Ja, gar nix ehöl! Und Herr bin i, dös mirkt's end all zwoal!“

Der Schormayer ging in die Schlafkammer, die nebenan war, und schmiß die Türe krachend ins Schloß.

„Was hot er denn?“

„I sag d' as scho an andersmal,“ sagte Ursula weinerlich und ging hinaus; und droben hörte der Lenz sie murmeln und zwischen hinein sich schneuzen.

## 3. Kapitel.

Es war nicht eigentlich behaglich im Wirtshause zum Lamm. Die wenigen Gäste, die zueherten, trugen Schnee in die Stube, der zu schmutzigen Wasserlachen zerging, und von Gut und Mantel tropfte es auf den Boden, und es roch nach schlechten Zigarren und nassen Kleidern.

Die Lampe über dem Ofentische schwelte, und die dicke Kellnerin mußte immer wieder auf einen Stuhl klettern und den Docht herunterschrauben.

Bei dem kümmerlichen Lichte sah man den Schormayer in einer Ecke vor seinem abgestandenen Biere sitzen; und wer kam oder ging, redete ihn an.

Aber kein Gespräch wurde so lebhaft, daß nicht die Frau Wirtin schon am frühen Abend laut gähnte und die Kellnerin aus einem Winkel heraus als Echo mit Gähnen antwortete.

Wenn die Uhr rasselnd und ächzend, als wenn sie einen Kropf hätte, achtmal schlug, legte der Schormayer sein Geld für drei Halbe auf den Tisch und ging mit einem brummigen Grube hinaus.

„Er kimmt jezt jed'n Tag,“ sagte die Wirtin, „und früherzeiten hat ma 'n ganz weni g'jah'n. Er muach da-hoam it viel schön's hamm.“

Und da hatte sie das Richtige getroffen.

Dem Schormayer verging ein Tag um den andern mit Langweile oder Verdruß; und er war recht übel daran, daß ihm sein Weib gerade vor dem Winter weggestorben war.

Er hatte wenig Arbeit, die ihm über seine Gedanken hätte weghelfen können; die Ernte war ausgedroschen, und im Holze war nicht viel zu tun; im Roststall hantierte sein Lenz, und bei den Rübren schaute er nicht gerne nach, weil ihm die Ursula auf Schritt und Tritt nachging und jedesmal ein Geschrei mit der Stallbirne anhob.

Und es war ihm selber zuwider, wenn die Benzi Augen auf ihn machte und ihn damit an eine Dummheit erinnerte, die ihm bloß im Kausche hatte geschehen können.

Dabon wollte er nichts mehr wissen; und wäre die Tochter so geschick gewesen, die Geschichte nicht immer wieder aufzurühren, er hätte sie gern vergessen.

Aber von den Weibsbildern kann ja einer bloß Vernunft erwarten, wenn er sie nicht kennt.

Freilich redete sie darüber nicht offen, aber der Herrgott hatte auch ihr das Talent gegeben, daß sie versteckt und von hinten herum immer wieder auf die Sache kommen konnte.

Ging denn ein Mättag vorüber, ohne daß sie Streit in die Stube trug und hinter Schimpfen und Plärren ihm einen Brocken zu schlucken gab, den er am Geschmack recht wohl erkannte?

Wie sie der Magd die Schüssel hinschob und den Löffel hinwarf, hatte es auch für ihn eine Nutzenwendung, und in jeder Grobheit, mit der sie die Mahlzeit segnete, war ein spitziger Stachel, der ihm ins Fleisch drang.

Nein, er hatte es nicht schön daheim, und wenn er auch wirklich nicht feinfühlig war, kam ihm das Haus doch leer und fremd vor. Die eigenen Schritte werden so laut, wenn man weiß, daß niemand auf sie horcht, der zu einem gehört; und da kriecht einem die kalte Einsamkeit ans Herz.

Bärtlichkeiten und schöne Worte braucht man wohl nicht; aber die Gewißheit, daß jemand um einen froh sein muß, hilft einem leicht einschlafen und wieder frisch aufwachen zur Arbeit.

Und das merkte der Schormayer überall, daß sein Klümmern und Anschaffen keine rechte Achtung fand.

Der Lenz widersprach ihm nicht und tat auch, was er ihm sagte; aber es war doch so, als wenn er nachprüfte, ob es ihm für das baldige Regiment paßte.

Eigenmächtigkeiten ließ sich der Lenz genug zu schulden kommen, und es war noch viel, wenn er hinterdrein dem Vater sagte, was für eine Arbeit er übertags getan hatte.

Das konnte dem Schormayer mitten bei der Nacht einfallen und ihm das Schlafen verleiden. War ihm damit nicht deutlich vor Augen gehalten, daß man ihn bloß zum Schein das Regiment führen lasse und gerade noch ein wenig Geduld mit ihm habe?

Da machte er sich zornige Gedanken darüber, ob er es so bald und so unabwendbar an sich kommen lassen müsse, daß ihm der Sohn das Regiment abnehme.

Freilich, wenn er es ruhiger betrachtete: wie sollte er es aufhalten können?

Sobald die Ursula aus dem Hause war, mußte eine Frau herein; und daß er noch mal heiraten sollte, fiel ihm nicht ein.

In seinem Alter das Leben von vorne anfangen, und mit schweren Verdrießlichkeiten und Perwürfnissen anfangen, das konnte nicht gut ausfallen und hieß, ins Ungewisse hineintappen. Auch war der Lenz fleißig und rechtschaffen und verdiente es wohl, den Hof so zu kriegen, wie er jetzt beisammen war. Nein, noch einmal heiraten wollte er nicht.

Aber gerade, weil er über eine kleine Weile nichts mehr zu sagen hätte, sollte ihn der Sohn nicht jetzt schon daran erinnern.

Und er sagte ihm, daß er noch auf dem Boß säße und kutschere und noch lange nicht neben dem Wagen herlaufen wolle; und wenn der Lenz meine, er könne ihm das Sitzbrett wegziehen, dann solle er blaue Wunder erleben.

Da war dann freilich ein verdrießliches Gesicht mehr in der Stube und neben der reisenden Ursula setzte der Sohn grobe Ellenbogen auf den Tisch und stach wütend in die Schüssel hinein. Diesen Zuständen ging der Schormayer gerne aus dem Bege und hochte sich lieber neben die gährende Lammwirtin und das beste davon war, daß sein Haus im Schlafe lag, wenn er heimkam.

(Fortsetzung folgt.)

## Sein Sieg.

Von Wilhelm Holzamer.

(Fortsetzung.)

Aber Hochmut kommt vor'm Fall. Wenn die Musikantenanna auch heut noch beim Hochamt mitten durch den Hauptgang in der Kirche vorn hin watschelt und sich vornehm tut und in der Bornehmeleutensbank kniet, ihr Fett hat sie doch weg seit der kleinen Spitzbubengeschichte auf dem Notariat, die vertuschelt worden ist, die aber die Stell doch gekostet hat. Da sind ihr die Hochmutshörner ein bißchen beschritten worden, und 's hängt jetzt oben ein klein Fährchen dran: „Spitzbub!“

Aber eine Ahe! hat der andern kein Aug aus, und so haben sie ihn beim Amtsgericht als Vertreter angenommen, so ist er der Winkeladvokat geworden und Ferkelstecker. O, er kann's! Alle Bonheurs! Er versteht 's Gejehl! Er kennt alle Hintertüchlein! Er weiß, wie man's macht, das Strideldchen zuziehen, so ganz leis und sicher, so daß alles Recht und Gerechtigkeit dabei ist! Es muß zusammengescharrt werden. Die Musikantenanna hat ihren Stoß. Sie will was gelten. Und der gilt am meisten, der's meiste Geld hat und es zu verdispensieren versteht. Und dann, nur mit Geld ist den Leuten das Maul zu stopfen, daß sie nicht immer nach dem Fährchen rufen. Spitzbub ist kein schön Wort, wenn ihr auch an den Leuten gar nichts liegt. Außerdem aber noch, sie will der Frankfurter Gipslies nichts nachsehen. Sie will wenigstens sagen können: Wir auch, Madam, wir sind auch keine Lumpelcut, verstande, Madam!

Der Bauer lachte nun in kurzen, heiseren Stößen, und dann spudte er mit bedeutendem Nachdruck aus.

Und so schluckte der Halsabschneider jetzt auch das Häuschen, brummte er weiter vor sich hin, nachdem er schon das bißchen Vieh und die paar Lappen Wederchen eingesackt hat.

Er ging stumpf weiter, durchs Gartentürchen, die Efeuauer entlang, und konnte sich's nicht aus seinem Kopf schlagen, beständig an seine Art zu denken, die er sich im Traum auf dem Knie entweigebrochen hatte. Er zog noch einmal den zurückgekommenen Brief aus der Tasche, mehr eigentlich, um sich auf andere Gedanken zu bringen, als um ihn sich noch einmal anzusehen. Als er dann auffah, bemerkte er, daß der Genzleranton drüben an seinem Gartenzaun lehnte und zu ihm herüberjah. Das war ihm ärgerlich, denn der Genzleranton war der größte Spahvogel in der ganzen Gegend, und von dem bekam jeder seinen Lappen. Der würde jetzt gewiß auch eine Bemerkung über den Bruder Ferkelstecker machen, die sich gewaschen haben würd. Und 's ist ja nun einmal so, wenn man selbst auch noch so schlimm von seinen eignen Leut denkt und sagt, von andern Leut will man's doch nit hören.

Man kriegt dabei immer selbst ein bißchen die Nas' aus dem Gesicht herausgeschnitten.

„Wenn die Förster ihren Wald schlagen wollen, dann gehn sie ihn so ab, wie Ihr Euern Hof, Nachbar,“ sagte der Genzleranton, „und da hilfst dem Wald alles nig mehr, da wird er geschlagen. Das ist bei den Förstern so.“

Der Hannes warf ihm einen giftigen Blick zu, dann sagte er wehleidig ruhig: „Ich glaub, Anton, Du willst mich zu all mei'm Unglück auch noch verpöhlen. Dann hast Du die Gelegenheit auch grad gut herausgesucht. Schön ist das nit von Dir. Ich wüßt auch nit, was ich Dir je zu Leids getan hätt, daß Du's tußt.“

„Doucement, Hannes, doucement, ich kann's ja verstehn, daß Du jetzt ein bißchen empfindlich bist, Hannes. Nervös, wie sie in der Stadt sagen. So war's aber gar nit gemeint, und wir kennen uns doch nit erst seit gestern, denk ich, wir zwei.“

„'s hat aber grad so gelaut“, entgegnete ihm der Hannes, immer noch ein bißchen unsicher in der Stimme.

„Ja, 's klingt manches anders, als es gemeint ist. Aber das, was am schlechtesten klingt, das ist nit immer auch 's Schlechteste. Was ich Dir nur sagen wollt, das war, was ich immer sag: in so einer Lag, wie Du bist, da lernt man seine Verwandtschaften, Freundschaften und Bekanntschaften kennen. Na, und das ist auch mal gut. Wenn man gar nig mehr zu verlieren hat, hat man nur alles zu gewinnen.“

„Ich möcht Dir nit wünschen, daß Du das lernen müßt, wie ich, Anton, das ist bitter, und da vergingen Dir die Späß“, sagte der Hannes mit einer deutlichen und sicheren Betonung dagegen, daß er ihn abfertigen wollte. Aber der Genzleranton war so leicht nicht abzufertigen.

„Ich glaub kaum, daß mir die Späß vergingen, Hannes, denn siehst Du, ich mach mich langsam auch schon auf die Sach gefaßt. Das ist nämlich 's allerbeste. Nur an dem Strideldchen, das e'm um den Hals gezogen ist, nit noch zerrean wollen! Um so rascher geht's nur zu. Siehst Du, auch von mei'm Hals hat Dein Brüderrchen schon 's Maß genommen. Du kannst ja nig dafür, daß der die Marott auf Hals hat. So mancher ist ein braver Mann, kreuzbrav, und steht auch mit dem Herrn Pfarrer gut — hier machte er eine komische Gebärde — aber er hat sein Marottchen. Da kann man nig machen. Du meinst natürlich, das ist viel, wenn man so einen Hals verliert. Ich sag Dir nur, 's ist gar nig. Wenn Dein Ferkelstecker zu mir kommt und macht mich um mein bißchen Bettel leichter, dann pfeif ich noch eins. Man ist am reichsten, wenn man nichts hat. Das könntest Du auch von der Kanzel herunter hören, denn die Ferkelhäuch sorgen immer für sich. Aber 's ist richtig. Dann kann einem nämlich kein Mensch mehr was nehmen, mit dem besten Gejeshuch nit. Und drum den Kopf hängen lassen! Meinst Du, das wär der Müß wert? Kreuz Donnerkeil auch noch! Weileib nit! Siehst Du, bei Dir ist's jetzt wie beim Förster, wenn er den Wald abgeht. Da hilfst kein Doktor und kein Apotheker nit. Aber der Wald bleibt doch stehen, wie er immer steht, fest und hoch, bis er gefallen ist, und der stärkste Förster ist doch nur ein Krüppel gegen den kleinsten Baum. Merk Dir das, Hannes! Ich hab diesmal kein Späß machen wollen, 's hat sich mir nur alles im Leib herumgedreht, wie ich Dich so dahinkriechen gesehen hab, als hätt Dir's Sinfel's Brot gestohlen. Wann Du Dich bückst, dann wirst Du gebüdt!“

Der Genzleranton schneuzte sich laut seine dicke Nase, trompetete dann noch zwei-, dreimal kräftig und wendete sich zum Gehen.

„Und was tust Du denn machen an meiner Stell?“ rief ihm der Hannes nach.

„Meinen Kopf ganz hochun, ganz hoch“ — und er stieß sich selbst ein paar Mal unters Kinn — „und dasehn, als hätt ich eine Million im Sack.“

Damit ging er.

Nach ein paar Schritten drehte er sich noch einmal um und rief dem Hannes herüber: „Du kriegt Besuch, Hannes, hohen Besuch, zieh Dein Hochzeitsrad an, 's sind fast lauter seine Leut, Sakement, was seine Leut!“ und er pfiß sich durch die Zähne, wie er es bei den Karnevalsreden immer machte, wenn er seine besten Liebe ausgeteilt hatte.

Richtig, die ersten Steigerer waren nun schon im Hofstor erschienen.

Trotz des Geredes vom Genzleranton, im Hannes rumorte es noch heftig. Es war ein ganzer Wirrwarr von Gedanken, die ihm heiß durch den Kopf schossen. Kein Häuschen mehr, kein Feld, kein Vieh, zwangsweise alles versteigert, ganz arm, verlassen, die Frau tot, die Kinder in der Welt draußen, nichts mehr, gar nichts mehr. Aber daran hielten sich die Gedanken noch nicht fest. Das ließen sie fallen, wie etwas, das zu schwach und zu leicht für sie war. Ein anderes kroch obenauf. Etwas Stärkeres, in dem alles enthalten, alles fester war. Etwas, das rollte wie eine Kugel, ganz langsam und sicher, und nicht sprang und hüpfte, ganz gleichmäßig und schwer hinrollte. Der Hannes hatte noch kein Wort dafür, das Wort wollte nicht kommen, es war ihm aber, er schludte schon dran. Es sei feij und klebrig und wollte nicht hinunter. Es überließ ihn. Seine Zähne klapperten. Was es nur war! Dieses Schwerste und Härteste? Wenn er sich nur Konnt klar werden darüber, dann wär's ihm gelwiß leichter. Aber so war das ja wie ein Schraubstock. Und er würgte und würgte dran. Und es würgte an ihm. Er fühlte, daß ihm schwach würde. Er ging langsam seiner Haustür zu. Als er auf der Schwelle stand, da fiel's ihm

ein. Da goh es sich über ihn her. Da lam's nur so auf ihn zugezischt: Schandel!

Ja, das war's, das war doch das Größte und Schlimmste. Das, was ihn am ärgsten traf. Das hatte ihm auch der Gengler-anton nicht hinwegdisputieren können. Vankrott, das war etwas, was nicht mehr wegzuwischen war. Nie mehr, sein ganzes Leben nie mehr!

Er ging in seine Stube.

Da war ihm, er müsse noch etwas suchen. Und er suchte auch, ohne daß er trübte wonach. Plötzlich erschraf er heftig. Heiß überließ es ihn. Die Erkenntnis war ihm gekommen, daß es seine Aht war, die er suchte.

In diesem Augenblick spürte er einen heißen Atem an seiner Wange, und die Stimme seines Bruders flüsterte: Weil's doch halt sein muß, Hannes, wollen wir halt anfangen. 's sind schon Leute genug da. Schlag den Daumen ein, daß es eine gute Verstärkung gibt. Der Gerichtsvolzgieher wart nur, bis ich's ihm sag.\*

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Warum wir sterben.

Von Dr. A. Lipschütz.

Die Zeitungen preisen wieder eine Entdeckung von Metschnikoff. Ein neuer Bazillus ist gefunden worden, dem sehr wohlthätige Eigenschaften zukommen. Wenn man ihn in den Darm von Mensch oder Tier bringt, so findet er hier günstige Lebensbedingungen und vermehrt sich; ist aber unschädlich. Wie gesagt — mehr als unschädlich, wohlthätig. Denn er macht sich im Darne breit und verdrängt den anderen Bakterien, die sich dort sonst gut zuhause fühlen, das Leben. Diese anderen bekanntlich in gewaltiger Anzahl in unserem Darne lebenden Bakterien sind nämlich nach Metschnikoff die bösen Geister, die uns ins Grab bringen. Die Stoffwechselprodukte, die die Bakterien, wie jede andere lebendige Zelle, nach außen abgeben, werden, wie Metschnikoff glaubt, in den Blutkreislauf aufgenommen und tun eine verheerende Wirkung in unserem Organismus. Sie machen es nach Metschnikoff noch viel, viel schlimmer, als die Erreger von Syphilis, Tuberkulose usw. Diese kommen bei einzelnen Leuten, die das Unglück hatten, sich mit ihnen anzufesteln, vor. Die Darmbakterien kommen bei allen Menschen vor und richten sie allmählich zugrunde. Darum sterben die Menschen so früh. Sonst würden sie viel länger leben.

Metschnikoff, der sich schon vor Jahren zu diesen Anschauungen bekannte, hatte zunächst einen ganz radikalen Einfall, um das Leben der Menschen zu verlängern. Es ist nämlich eine Katastrophe, daß wir in dem sechs bis sieben Meter langen Darm, den wir in unserem Körper herumtragen, ein ganz nutzloses Organ haben. Wir könnten mit einem viel kürzeren Darm auskommen. Ohne Gefahr für die Gesundheit kann man den Darm bei Mensch und Tier bis zu einem gewissen Grade kürzen. Ramentlich der Dickdarm ist ein zweckloses Rudiment, das für den Pflanzenfresser wohl von Bedeutung ist, diese für den Menschen aber verloren hat. Da nun in der organischen Welt gar nicht alles so geistlich eingerichtet ist, wie viele Naturforscher glauben, so müssen wir uns mit dem langen Darne als einer Wohltat, die zur Plage geworden, abfinden. Aber Metschnikoff wollte sich eben mit dem Dickdarme nicht abfinden, denn er beherrscht ja gewaltige Massen von Bakterien, die uns das lange Leben nehmen. Warum den langen Dickdarm nicht einfach bei allen Leuten beschneiden?

Doch der Einfall war zu radikal, um ihn auch nur zu Ende zu denken. Auch seinen eigenen Dickdarm, geschweige denn einen Teil seines Dünndarmes hat Metschnikoff für seine Idee nicht als Opfer auf den Altar der Menschheit bringen wollen. Er ist gleich auf einen Kompromiß eingegangen. Und schuld waren daran niemand anders als die Bulgaren. Sie waren bisher bloß durch die wegen ihrer Dimensionen überaus ernst zu nehmende Rasse ihres Königs berühmt. Aber dieser war und ist doch Made in Germany. Nun sollten die Bulgaren aber durch saure Milch, ihr ureigenstes Landesprodukt, berühmt werden. Denn die saure Milch hatte es Metschnikoff angetan. Die saure Milch der Bulgaren ist nämlich nach Metschnikoff ein Lebenselixier. Weil die Bulgaren lange leben und viel saure Milch trinken, hat sich Metschnikoff gesagt: das spreche dafür, daß die saure Milch ein Lebensverlängerungsmittel sei. Und daß die saure Milch, so ein Topf mit ganz gewöhnlicher saurer Milch solche Wunderdinge leisten kann, liegt eben wieder in den Bakterien der Milch. Bekanntlich wird das Sauertwerden der Milch durch Bakterien bedingt, die den Milchsücker zu Milchsäure vergären. Diese sonst unschädlichen Bakterien haben nun nach Metschnikoff die Eigenschaft, die anderen Bakterien im Darne, gerade diejenigen, die uns das Leben verkürzen, zu verdrängen, wenn sie mit ihnen im Darne zusammentreffen. Bakterien können ja bekanntlich alles in der Welt. Metschnikoff hat aus diesen Gründen der sauren Milch die obige Bedeutung zugesprochen. Trinket, ihr armen Menschenkinder, saure Milch, und ihr werdet alt werden wie Methusalem. Euren langen Darm braucht ihr euch nicht herausschneiden zu lassen. Auch nicht ein kleines Stückchen von eurem Darm braucht ihr herzugeben. Nur saure Milch braucht ihr zu trinken. Und habt ihr nach saurer Milch kein Begehrt, so ist euch sicher geholfen: ihr könnt euch damit begnügen, die Bakterien der

sauren Milch in konzentrierter Form zu essen, genau so wie Gese. Ihr kauft euch das Lebenselixier „Lactobazillin“, das im Handel vertrieben wird, für billiges Geld, und ihr trägt euer langes Leben, euer Glück in der Tasche. Ihr frist einfach Bakterien, die ihr im Kampfe gegen die Bakterien in eurem Darne brauchen könnt.

Die große Tragweite, die der sauren Milch und Metschnikoffs Lactobazillin zukommt, ist eigentlich arg verkannt worden. Ramentlich die große volkswirtschaftliche Bedeutung der sauren Milch. Bedenkt man, daß nach den Ergebnissen der Erhebungen des Kaiserlichen Statistischen Amtes und des Metallarbeiterverbandes der deutsche Arbeiter schon bei einem Jahreseinkommen von 1200 bis 1600 M. im Durchschnitt 5 M. 64 Pf. pro Jahr sparen kann, wenn ihm allerlei Unterstufungsklassen mit — 81 M. 66 Pf. pro Jahr unter die Arme greifen, bedenkst man fernerhin, daß Methusalem 969 Jahre gelebt hat und läßt man das angelegte Kapital von 5 M. 64 Pf. pro Jahr sich mit 8 1/2 Proz. pro Jahr verzinsen, so stirbt jeder Arbeiter im deutschen Vaterland mit einem Jahreseinkommen von 1200 bis 1600 M. als reicher Mann. Die soziale Frage ist hier mit einem Schlage gelöst.

In der kurzen Spanne Zeit, die seit der Entdeckung des Lebenselixiers in der sauren Milch vergangen ist, hat sich allerdings nicht feststellen lassen, ob wir die Dauer des Lebens als Funktion der sauren Milch mit 969 Jahren richtig in die Rechnung gezogen haben. Sie kann weniger, sie kann aber auch mehr betragen. Metschnikoff hat sich aber auf jeden Fall mit den, wenn nicht sicheren, so doch sicher anzunehmenden 969 Jahren des weiland Methusalem begnügt und hat einen neuen Bazillus ansfindig gemacht, der dem der saureren Milch noch weit überlegen ist, denselben Bazillus, mit dem unsere heutige Abhandlung begonnen hat. Da Methusalem nicht der erste Mensch auf Erden gewesen ist, so wird seine Großmutter gewiß noch um 100 Jahre länger gelebt haben. Es ist darum gar nicht ausgeschlossen, es liegt vielmehr auf der Hand, daß der neue Bazillus von Metschnikoff uns mindestens das, wenn auch nicht unbegrenzte, so doch gewiß sehr hohe Alter von Methusalems Großmutter verbürgt.

Das ist der objektive Stand der Dinge. Aber ein Zweifler wie ich bin glaube ich nicht daran. An Lebenselixiere und Teufel glaube ich prinzipiell nicht. Zu meiner Verteidigung vor der sauren-Milch-trinkenden Nachwelt kann ich nur folgendes vorbringen.

Metschnikoffs Ausgangspunkt ist, daß heute auch der Tod aus Altersschwäche stets ein pathologischer Tod ist, bedingt durch körperfremde Gifte, durch die Stoffwechselprodukte der Bakterien im Darne. Alle Hoffnungen Metschnikoffs mit Bezug auf seine Lebenselixiere haben diese Annahme über die Natur des Todes zu ihrer Voraussetzung. Diese Voraussetzung aber ist falsch. Die lebendigen Zellen unseres Körpers werden nicht durch Bakteriengifte getötet, sondern sie töten sich, wenn das Alter naht, selbst: im Zusammenleben der Zellen im großen Zellverbände unseres Körpers liegen die Bedingungen für den Tod, für den natürlichen Tod aus Altersschwäche, der sich mit eiserner Notwendigkeit aus dem Leben der Zellen im vielzelligen Organismus entwickelt.

Die einzelligen Organismen, die sich durch Zweiteilung fortpflanzen, können als unsterblich angesehen werden. So lange die äußeren Bedingungen, wie Nahrungsangebot, Temperatur, Reinheit des flüssigen Mediums, günstig sind, wachsen und teilen sich die Einzelligen, zum Beispiel ein Infusor, unbegrenzt fort. Man hat schon 2000 Generationen vom Infusor Paramoecium (Pantoffeltierchen, das in jedem Heuinsus gezüchtet werden kann), die alle von einem einzigen Paramoecium abstammten, im Laufe von 41 Monaten gezüchtet. Es waren dabei sehr häufige Uebertragungen der Tiere in frisches Wasser nötig. Unterläßt man das, dann verlangsamen sich die Teilungen der Infusorien, bis die Teilung ganz aufhört: es beginnt ein „Depressionszustand“ der Tiere, wie sich der englische Forscher Calins ausgedrückt hat. Den Depressionszustand kann man an den äußerlich sichtbaren typischen Veränderungen im Aussehen der Tiere durch die mikroskopische Betrachtung der Tiere feststellen. Die Tiere beginnen abzustarben. Man kann den Depressionszustand beheben, wenn man die Tiere in frisches Wasser bringt: die Einzelligen werden dann bald wieder teilungsfähig.

Aus diesen Versuchen können wir viel lernen. Das Wasser, in dem die Einzelligen leben, enthält die Stoffwechselprodukte, die Schlacken, die im Leben der Zellen entstehen. Ihre Anhäufung aber stört den normalen Ablauf des Lebens und bringt die Tiere um. Man kann diese für das Leben ungünstige Bedingung der Anhäufung von Schlacken in den Leibern der Infusorien steigern, wenn man nach Pütter folgenden Versuch ausführt. Bringt man eine größere Anzahl von Paramoecien in einen möglichst kleinen Wassertropfen, so werden die Tiere im Laufe einiger Stunden schon geschädigt. Bringt man frische Tiere in diesen Tropfen mit den geschädigten Tieren hinein, so sind sie bald auch geschädigt. Ueberträgt man die geschädigten Tiere aus dem Wassertropfen in frisches Wasser, so tritt, wenn die Schädigung der Tiere noch nicht sehr groß war, eine Erholung ein.

Uebertragen wir das Ergebnis der Untersuchungen an einzelligen Tieren auf die vielzelligen Tiere. Wir haben hier einen Zellverband vor uns, in dem viele Zellen zusammenleben. Vielleicht liegt die Sache so, daß die Zellen im Zellverbände nicht

so recht die Möglichkeit haben, die Schlacken des Stoffwechsels nach außen abzugeben. Es lägen dann hier Bedingungen vor, wie wir sie bei den Infusorien in der Wasserkultur, die wir nicht häufig genug wechseln, antreffen. Natürlich hat die Beobachtung mit absoluter Sicherheit ergeben, daß im Laufe des Lebens sich in den Nervenzellen und auch in den Zellen des Herzmuskels ganz allmählich dunkle Pigmentkörnchen anhäufen; die Anhäufung beginnt schon in der Jugend, aber erst im hohen Alter erreicht sie eine größere Ausdehnung in jeder einzelnen Nervenzelle. Wir müssen die Anhäufung dieser dunklen Körnchen in den Nervenzellen als eine Anhäufung von Stoffwechselprodukten betrachten. Sobald die Anhäufung der Schlacken in den Nervenzellen eine größere Ausdehnung erreicht hat — und die vielen Pigmentkörnchen sind für die Nervenzellen in den Gehirnen sehr alt gestorbener Leute gerade charakteristisch —, so können die Nervenzellen schließlich nicht mehr auf ihrem Posten sein, sie versagen. Wir hüben die geistige Frische ein, wir werden alt. Es kommt schließlich ein Moment, wo diejenigen Nervenzellen versagen, die Atmung und Herztätigkeit regulieren. Die alten Herzmuskelzellen sind zudem auch nicht mehr so recht auf dem Posten. Atmung und Herz versagen, sie stehen still. Der Tod ist da.

Daß gerade in den Nervenzellen die Anhäufung von Stoffwechselprodukten einen so hohen Grad erreicht, findet eine Erklärung darin, daß der Stoffverbrauch in den Nervenzellen, wie wir heute wissen, ein überaus reger ist, der den der anderen Körperzellen weit übertrifft.

Es ist eine große Unvollkommenheit darin gegeben, daß die Zellen, die im Zellverbände zusammenleben, nicht prompt genug die im Leben entstehenden Stoffwechselprodukte nach außen abgeben können. Und an dieser Unvollkommenheit gehen die vielzelligen Tiere zugrunde. Die „Natur“ — ein anderes Wort für den lieben Herrgott — hätte das Zusammenleben der Zellen im Zellverbände vollkommener einrichten können, vielleicht durch eine noch bessere Ausgestaltung des Blutkreislaufes und der Atmung. Vom Gesichtspunkt der „Zweckmäßigkeit“, die wir selber setzen, ist diese Unvollkommenheit natürlich sehr bedauerlich. Denn wer möchte nicht lange leben! Aber da ist wahrhaftig einseitig nichts zu machen, denn unseren ganzen Körper, den die äußeren Bedingungen, die in der Umwelt gegeben waren, im Laufe von Jahrmillionen so gestaltet haben, wie er heute ist, werden wir kaum so bald neu modeln können, um auf Methusalems Alter kommen zu können. Jedenfalls aber hat Metchnikoff die Sache am ganz falschen Ende angegriffen, indem er den Bakterien im Darne mit saurer Milch zu Leibe rücken wollte, um das Leben des Menschen zu verlängern.

Uebrigens sind die Momente, die heutzutage die Menschheit frühzeitig ins Grab bringen, viel greifbarer Natur, als die Darmbakterien Metchnikoffs oder auch die Unvollkommenheiten unserer körperlichen Organisation. Die wenigsten Leute sterben heute an Altersschwäche, weil tausend Schädigungen unseren Organismus treffen. Namentlich kommt die dauernde Unterernährung in Betracht, in der wir leben. Dann die Wohnungsnot, die Schäden der Säuglingssterblichkeit, die Berufsschädigungen, die Uebermüdung, der zweifellos eine ganz gewaltige Bedeutung zukommt, usw. Durch eine Beseitigung dieser Schädlichkeiten wird man schneller und mit absoluter Sicherheit eine Verlängerung der Lebensdauer des Menschen erreichen, als wenn man seine „optimistische Philosophie“ nach Metchnikoff auf der Hoffnung aufbaut, wir könnten — und alles dank der sauren Milch — so alt werden wie Methusalem. Die „optimistische Philosophie“ der Arbeiterklasse mündet nicht in Metchnikoffs saure Milch, sondern in den politischen und gewerkschaftlichen Klassenkampf aus.

## Kleines feuilleton.

### Kulturgeschichtliches.

Ein Postkutschenidyll vor hundert Jahren. Wer heute im Schnellzuge die zweistündige Reise von Jena nach Halle macht, ahnt nicht, mit was für Beschwerden und Gefahren eine solche Fahrt noch vor hundert Jahren verbunden sein konnte. Ein treues Bild von den Annehmlichkeiten einer solchen Reise gibt der schwedische Kammerat von Ehrenzweig, der im Jahre 1805 mit der Post von Jena nach Halle fuhr. Das Postkutschenidyll, das er in einem Schreiben aus Hamburg vom 2. November 1805 an den Kurfürsten von Sachsen Friedrich August entwirft, dürfte auch den größten Verehrer der vergangenen Reiseromantik doch wohl etwas stufig machen. Der Kammerat schreibt wörtlich folgendes: „Die Zerbrechung meines Reisewagens im Fränkischen veranlaßte mich bei Ermangelung eines Gesellschafters und Reisegefährten mit der ordinären Post zu gehen. So lange ich Reichs- oder preussische Post hatte, fand ich keine Ursache, meinen gefassten Entschluß zu bereuen, aber wie erstaunte ich, als man mir in Jena den sächsischen Wager, der von Naumburg nach Halle fährt, vorführte. Wie ist es möglich, daß in einem zivilisierten Staat die Ober-Postdirektion ein solches Unwesen dulden kann! Nicht nur, daß wir von Jena nach Naumburg von zwölf bis abends acht Uhr unterwegs waren und die sächsische Post, unerachtet sie die

ganze Nacht durchfuhr, erst den anderen Morgen um elf Uhr in Halle ankam; nicht genug, daß ein ganzer Haufen sogenannter blinder Passagiers aufgeladen ward, dies sind Kleinigkeiten im Vergleich des Suges, des Wagens selbst. Lassen Er. Churf. Durchlaucht sich das Fuhrwerk, welches von Jena nach Halle geht, vorzeigen, Sie werden Selbst finden, daß es keinen Stuhl, keinen Sitz, keine Bedeckung, kurz, weder die geringste Bequemlichkeit, Sicherheit, noch Schutz darbietet; man ist in Lebensgefahr auf demselben besonders zur Nachtzeit, wo so leicht den Reisenden der Schlaf überfällt und er wegen Mangel an Lehnen, an Sitz, Stuhl jeden Augenblick befürchten muß, vom Wagen herunterzufallen und zwischen den Rädern auf eine schreckliche Art verstümmelt zu werden. Wie oft ereignet es sich nicht, daß Handwerker, Künstler, Krämer ihren Wohnort verändern, und mit ihren Kindern reisen müssen, diese sind dann der größten Lebensgefahr ausgesetzt, weil sie weit leichter wie alte Leute einschlummern. Hier eine Tatsache. Wir alle, die wir damals zusammen auf dem Postwagen reisten, hatten in zwei Nächten nicht geschlafen, bei dem langsamen Fahren war es unmöglich, der Ermüdung zu widerstehen; damit nur keiner in Schlämmer vom Wagen fiel, kam man überein, wechselseitig zu wachen. Aber die Natur behielt die Oberhand. Es fand sich, daß der die Aufsicht und Wache führende Reisende selbst einschlieft, und es mußten daher zwei sich vereinigen, welche zu gleicher Zeit wachten. Es ist doch empörend, wenn man mitten in deutschen Reiche, in einem seit Jahrhunderten für polizirt gehaltenen Lande wie Sachsen, nicht für sein Geld auf dem öffentlichen Postwagen reisen kann, ohne der offenbaren Gefahr ausgesetzt zu sein, sein Leben zu verlieren oder zum Krüppel zu werden, und es nur gleichsam durch mühsames Nachsinnen dahin bringen kann, sich einigermaßen davor zu sichern.“ Nachdem der Verfasser noch einige Seiten fortgeklagt hat, schließt er endlich seine Eingabe mit der Hoffnung, daß der Kurfürst „seine Anzeige mit Vergnügen aufnehmen und mit Freuden einen Mißbrauch abändern werde, der Sachsen zur Schande gereiche“.

### Verfeinerungskunde.

Neues Licht auf die Flora der Urzeit. Die systematische Erforschung der fossilen Pflanzenreste, die „Paläobotanik“, ist jüngeren Datums als tierische Paläontologie, aber die Aufgaben dieser jüngeren Wissenschaft sind für die Erklärung unserer heutigen Welt nicht weniger bedeutungsvoll, denn ihre Lösung allein kann uns letzte Aufschlüsse über die Herkunft unserer Flora und über die Entwicklungsgeichte der Pflanzenwelt geben. Die klassischen Forschungen, die Schimper, Saporta und Renault auf diesem Gebiete durchgeführt haben, erfahren jetzt eine neue und wertvolle Ergänzung durch die Veröffentlichung der jüngsten Arbeiten des Naturforschers Scott Duxinfield, des Präsidenten der Londoner Linné-Gesellschaft. Sie bereichern unsere Kenntnis zum eine recht stattliche Zahl von untergegangenen Pflanzenarten. In der Rekonstruktion dieser verschollenen Erzeugnisse einer untergegangenen Flora ist der Paläobotaniker in mancher Beziehung günstiger gestellt als der Paläozoologe. Gewiß sind die Forschungsgegenstände verhältnismäßig seltener und bieten der Beobachtung nicht ein wirkliches Skelett, wie das der prähistorischen Tiere, dafür aber zeigen die fossilen Pflanzenreste in ungleich besserer Erhaltung die äußeren Formen und die Struktur der untergegangenen Pflanzen und die mineralischen Schichten, zwischen denen die Verfeinerung erfolgte, geben ungleich genauere Abbüde deren Blätter und Pflanzen. Die jüngsten wissenschaftlichen Statistiken schätzen die Zahl der heute bekannten Pflanzen auf rund 176 000 Arten, darunter zählt man 103 000 Pflanzen mit abgeordneten Samenkapseln, 2500 Koniferen, 3 500 Farne, 40 000 Pilze, 14 000 Algen, 7500 Arten Moose und Leberblumen und etwa 5500 Flechten. Die Pflanzen mit abgeordneten Samenkapseln beanspruchen mehr als vier Siebentel aller bekannten Arten und umfassen das größte Reich der Flora von der winzigen tropischen Wasserlinse bis hinauf zu dem Rieseneukalyptus, der 150 Meter Höhe erreicht. Aber vom geologischen Standpunkt aus sind alle diese Arten „modern“, sie existierten in der Zeit, da die Steintohlenflächichten sich bildeten, noch nicht, und erst mit der Epoche der Felsbildungen in der Sekundärzeit erscheinen sie. Sie sind Zeitgenossen der Hautflügler, der Schuppenflügler und der Schmetterlinge. Die Insekten der steintohlenhaltigen Schichten, die der Forschung bekannt geworden sind, bestehen hauptsächlich aus Geradflüglern und aus Libellen, von denen manche Arten eine Flügelbreite von 60 Zentimeter und eine Rumpflänge von 30 Zentimeter erreichen. Als die Pflanzen mit abgeordneten Samenkapseln auf der Erde erschienen, hatte sich das Aussehen der Pflanzenwelt bereits tiefgreifend verändert und wies in ihren Grundzügen jene Flora auf, die uns auch heute noch bekannt ist. Damit begann das Zeitalter der Koniferen, der Krollornträger und der Sagopalmen, deren fossile Ueberreste in wunderbarer Erhaltung erst kürzlich aufgefunden wurden. Die neuen Forschungen Prof. Scotts zeigen, daß das Problem des Ursprungs und der Abstammung der Pflanzenarten ungleich komplizierter ist, als man bisher annahm. Es zeigt sich, daß die Entwicklung der Flora sich nicht — wie man bisher anzunehmen pflegte — vom Einfachen zum Vielfältigen und Zusammengesetzten vollzogen hat, sondern daß die Entwicklung oft den gegenteiligen Weg einschlug, die herrschenden Gruppen vollkommen entwickelte und sie dann neuen Familien den Platz räumen ließ.